

## Galerie der Männlichkeiten

Dieser Text bezieht sich auf subjektive Wahrnehmungen und Beobachtungen aus der Alltagswelt der Geschlechter. Er kann als ontologischer Erfahrungsbericht eines Mannes gelesen werden, der das „alltägliche Spiel“ zwischen Männern, Frauen und anderen Identitäten mit dem Blick eines promovierten „Genderexperten“ erlebt. Den wissenschaftlichen Ausgangspunkt bildet meine Studie<sup>1</sup> aus dem Jahr 2003, die ich jüngst wieder gelesen habe. Im Sinne einer reflexiven Herangehensweise stelle ich Überlegungen an, inwieweit mein theoretischer Ansatz und seine Begründungszusammenhänge noch Bezüge zur gegenwärtigen Alltagswelt der Geschlechter herstellen können. Im Vordergrund stehen Aspekte von Männlichkeit, wie sie sich in unserer Gesellschaft zeigen; deswegen verwende ich - angelehnt an Robert W. Connell - auch an einigen Stellen den Plural. Wenn von *Männlichkeiten* die Rede ist, befinden wir<sup>2</sup> uns in einer Galerie, in der verschiedene und vielfältige Bilder von Männlichkeit und Mann-Sein ausgestellt sind.

In der Gender-Forschung unterwegs zu sein, hieß vor 25 Jahren, sich einerseits in eine demokratisch-emanzipatorische Wissenschaftsarena zu begeben und sich andererseits mit einer vermeintlichen Aufgeschlossenheit des wissenschaftlichen Personals auseinandersetzen zu müssen. Die Reise zog sich durch die Untiefen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung über die Meerenge der gesellschaftlich konstruierten Mann-Frau-Dichotomie bis hin zur Inselgruppe der Spezialthemen - wie etwa den hegemonialen Männlichkeitsattributen in der literarischen Moderne. Schon damals ging es im Grunde um ontologische Fragestellungen, die aber - anstatt sie zu vertiefen - auf Abgrenzungs- und Umdeutungsdebatten verlagert wurden. Frauen argumentierten aus der feministischen Perspektive und saßen in den Seminarräumen meist verständnisvoll nickenden Männern, die sich zwar gegen das herrschende Männerbild sträubten, aber keine eigene Position vertraten und die Geschlechterkampfrhetorik widerspruchslos über sich ergehen ließen, gegenüber. Sich als Person zu zeigen wurde tunlichst vermieden, denn der Gefahr, in irgendeine der unvermeidlichen Schubladen verfrachtet zu werden, wollte sich kaum jemand aussetzen. Eine klare Forderung der Frauen, die auch zur besseren Verständigung beitragen hätte können, hat jüngst Karin Howard, eine Feministin der ersten Stunde, geliefert: „So viel Unabhängigkeit wie möglich. Ein Beruf, der sie interessiert. Dass sie dafür genauso gut bezahlt werden wie Männer. Und dass die Gewalt aufhört.“<sup>3</sup>

Es gibt inzwischen eine Reihe neuer Begriffe für (sexuelle) Identitäten – und vielleicht mehr Spielräume, diese Identitäten (aus-)zu leben –, aber die unsägliche Frage, was ein Mann *ist*, dreht sich weiter im Kreis. Dass die Frage womöglich falsch gestellt ist und deshalb auch nie hinreichend beantwortet wurde, wird hier auch thematisiert. Und weil ich - angelehnt an Homer - den Zorn im reifen Moment besingen möchte, werde ich ihn bei meinen Ausführungen in angemessener Weise würdigen.

Auslöser für den Zorn ist eine fortwährende Diskreditierung von Männlichkeit als solche. Betroffen sind tendenziell heteronormative Männer mit weißer oder hellerer Hautfarbe, zu denen ich mich am ehesten zugehörig fühle. Die unsägliche Aufspaltung von Hetero- und Homosexualität führt dazu, dass männliche Sexualität als gefrorener Kompass für Lebens-

<sup>1</sup> Jürgen Strohmaier, *Sind Sozialpädagogen neue Männer?* Hamburg 2003

<sup>2</sup> Mit „wir“ meine ich in erster Linie die Leser und Leserinnen dieses Testes und mich.

<sup>3</sup> Karin Howard, einstige Anführerin der Sozialistischen Arbeitergruppe zur Befreiung der Frau in: *Süddeutsche Zeitung*, 21.05.2022

entwürfe festgelegt und gleichzeitig als Demarkationslinie für Zuschreibungen dient, die oft herzlich wenig mit konkreten männlichen Wirklichkeiten zu tun haben. Viele Männer, so meine erste Rückmeldung, zeichnen sich vielmehr durch eine fluide Heterogenität aus, die sich mit Unterschieden auseinandersetzt und die die weit verbreitete Zweiteilung in Hetero und Homo eher als Zumutung empfinden. Die Auseinandersetzung mit überkommenen Männlichkeitsattributen sollte aber nicht in den Echokammern des Selbstmitleids und der Männerrechtler geführt werden. Vielmehr benötigt es eine Positionierung, die der Dauerproblematisierung normativer Männlichkeit andere Entwürfe entgegensetzt. Zweifellos existiert eine milieu- und klassenübergreifende männliche Vorherrschaft über Frauen und schwächere Männer, die oft aus der Verkettung von Männlichkeit mit Machthunger, Herrschaftsphantasien und Gewalt resultiert und neuerdings als toxisch bezeichnet wird. Diese Verkettung hat das Männlichkeitsbild in der Moderne nachhaltig geprägt: „Männlichkeit muss gar nicht erst durch nachprüfbare Kausalketten mit dem Unerwünschten verknüpft werden. Sie erfüllt eine viel schlichtere Aufgabe: Sie ist die Kurzformel für Missstände aller Art. So wie wir gelernt haben, schneller Reize wegen Bildschirme und Plakatwände mit nackten Frauen zu füllen, so haben

wir uns antrainiert, jedem Problem einen männlichen Defekt beizugesellen, der es irgendwie verursacht haben soll. Kausalitätspornographie.“<sup>4</sup>

### **Das Hetero-Label**

Trotz des „antimaskulinen primings“ (C. Kucklick) und der angeblichen Verteufelung heterosexueller Männlichkeiten lassen sich viele Männer mit dem Hetero-Label belegen. Hetero in toto? Ich lebe mit der Tatsache, dass diese Kategorie generell mit Dominanz verknüpft wird und sie an einen spezifischen Habitus gebunden ist - Heterosexualität als Machtinstrument. Ein Geschlechter-Forschungspaar resümiert hierzu, „dass es einen habituellen Kern männlicher Orientierung und Selbstidentifikation gibt, der sich auch dort noch geltend macht, wo die tradierte Geschlechterordnung expliziert kritisiert wird.“<sup>5</sup> So ist Selbstkritik zuweilen nur mit einem Schuss Sarkasmus zu ertragen, weil sie gegen Phänomene wie Komplizenhaftigkeit und männerbündische Seilschaften wenig auszurichten vermag und deshalb eine Form subjektiver Reflexion darstellt, die sich im moralischen Korridor von „guten männlichen Eigenschaften“ hin und her bewegt. Den männlich-reflexiven Gender-Forschern ist es - trotz einer vielschichtigen Auseinandersetzung mit Männlichkeiten - aus meiner Sicht bisher nicht gelungen, außerhalb des Wissenschaftsbetriebs ein selbstbewusstes und empirisch abgesichertes Konzept der Männlichkeiten anzubieten, das einerseits auf die Diskriminierung des Weiblichen verzichtet und andererseits ohne Weichmacherei des Maskulinen auskommt. Manchmal gewann ich den Eindruck als würde mit dieser Auseinandersetzungsform ein Motor in seine Einzelteile zerlegt und danach nicht mehr zusammengebaut werden können. In eine Frage gebracht haben diese Dekonstruktion Trinkaus und Völker: „Welche Konzepte von ‚Männlichkeit‘ werden der kritischen Situation von Uneindeutigkeit, Dezentrierung und Unbestimmtheit entgegengestellt?“<sup>6</sup> Weil Männlichkeit ein organisierendes Zentrum und eine haltende Mitte fehle und die industriegesellschaftlich geprägten Wirtschafts- und Sozialmodelle ausgedient hätten, wird Verlust

<sup>4</sup> Christoph Kucklick in: DIE ZEIT vom 12.04.2012

<sup>5</sup> Michael Meuser/Cornelia Behnke in: Widersprüche, Multioptionale Männlichkeiten, Bielefeld 1998, Seite 9

<sup>6</sup> Stephan Trinkaus/Susanne Völker in: Diana Lengersdorf/Michael Meuser (Hrsg.), Männlichkeit und Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften, Weinheim und Basel 2016, Seite 186

von Eindeutigkeit, ja sogar von Deutbarkeit, attestiert. Männliche Lebensentwürfe erhalten unter diesem Blickwinkel eine neue Bedeutung, wenn diese sich noch stärker im Graubereich zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit verfangen und ins Schwanken geraten. Männlichkeitskonzepte können dadurch krisenanfälliger und orientierungsloser werden. Damit erhöht sich der Risiken- und Gefahrenanteil aus existenzieller Sicht erheblich. Was sich zeigen kann, ist „ein bewegliches Spektrum von Menschen, die mehr oder weniger aggressiv auf gewohnte Normalitätsannahmen, Grenzsetzungen und Naturalisierungen pochen - entgegen der Dynamiken der Dezentrierung und gegen die sozialen Zumutungen der Prekarisierung.“<sup>7</sup> Hegemoniale Männlichkeit ist nicht so leicht zur Strecke zu bringen. Je größer der Verlust an männlichen Privilegien in Wirtschaft, Politik und Sozialbeziehungen, desto größer scheint die Anfälligkeit für aggressive Männlichkeitsstile, die paradoxerweise noch ihre Rechtfertigung aus einer vermeintlichen Opferperspektive ziehen. Der Verlust an Hegemonie scheint einem Opfer der eigenen Männlichkeit gleichzukommen. Ist der „binäre Mann-Frau-Horizont“ erst einmal überschritten, gibt es für gewisse Männerszenen im Kampf um Resthegemonie kein Halten mehr. Ihre Hilflosigkeit scheint in Hass umzuschlagen und sie bedienen sich beim alten Feindbild Frau, wie es etwa die sogenannten Incels (Involuntary celibate) tun. Es scheint tatsächlich an einer haltenden Mitte zu fehlen. Von Pierre Bourdieu können wir erfahren, dass es einer anthropologischen Herausforderung gleichkommt, wenn versucht wird, heterosexuelle Männlichkeit auf einen Ursprung zurückzuführen, die „auf einer ultrakonsequenten Affirmation des Primats der Männlichkeit fußt.“<sup>8</sup> Wenn es je ein eindeutiges Primat von Männlichkeit gab, dann würden wir den Beleg dafür laut Bourdieu bei den Berbern im kabyllischen Bergland finden, wo rituelle und soziale Praktiken des Patriarchats scheinbar überlebt haben.

### **Das Ende der Eindeutigkeit**

Ein Geschlecht zu haben bedeutet im Prinzip, sich zwischen anderen Geschlechtern zu bewegen und zu positionieren. In unseren Breiten lässt sich weder bei hetero- noch bei homosexuellen Männern Eindeutigkeit finden. Denn Eindeutigkeit ist Konstruktion und Fiktion zugleich, aber sie ist auch ein Machtfaktor. Auch bei Frauen. Wer mächtig sein möchte, muss eindeutig und entschlossen auftreten und darf keine Schwächen zeigen, schon gar keine Selbstzweifel äußern. Eindeutigkeit zählt zu den wesentlichen Affirmativen von Männlichkeit und hält Schwächen aus dem Spiel. Immer noch. Eindeutigkeit behindert die Suche vieler Männer nach den Wurzeln ihrer Männlichkeit, die selbst mit Hilfe von Ritualen und Extremerfahrungen schwer zu entdecken sind. Auch wenn Selbsterfahrung mit einer maskulinen Rückbezüglichkeit verbunden wird, scheint sie tendenziell in der Mehrdeutigkeit zu enden. Mit anderen Worten: Es ist beeindruckend, wie sehr Geschlechterordnungen auf Eindeutigkeit ausgerichtet, in Wirklichkeit aber von Ambivalenz durchzogen und von ethnographischen Faktoren wie Herkunft, Sprache, Soziokultur, Religion usw. geprägt sind.

Deshalb treten Männer wie etwa der US-amerikanische Soziologe Phillip Longman auf den Plan, der wieder anthropologische Konstanten, wie die stammeserhaltende Schutzfunktion und die Zeugungsfähigkeit des Mannes, als ordnende Aspekte ins Spiel bringt und folgendes sagt: „Das heißt nicht, dass das Mittelalter wieder hereinbricht, auch wenn uns das künftige Patriarchat, gemessen an unserer liberalen Lebensweise „mittelalterlich“

<sup>7</sup> Ebenda Seite 187

<sup>8</sup> Vgl. Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft in: Dölling, Irene/Krais Beate, Das alltägliche Spiel, Frankfurt/M 1997, Seite 156 ff

anmuten mag. Es wird vielleicht mehr ein modernes Patriarchat sein. Frauen werden keineswegs wieder völlig der Produktion entzogen werden, aber Familie und Mutterschaft werden eine neue Bedeutung bekommen. Es wird eine Welt sein, in der der Ruf der Familie wieder etwas zählt. Der Name der Familie – der der Name des Mannes ist – wird wieder eine Ehre haben und wird den Familienmitgliedern als Antrieb dienen, dessen Namen Ehre zu machen.<sup>9</sup> Abgesehen von einer Tendenz, dass Frauen bei der Heirat anstatt eines komplizierten Doppelnamens den Namen ihres Mannes annehmen, scheint es auch um einen Selbstverteidigungsmechanismus eines modernen Patriarchats zu gehen, mit dem Väter in der Familiengründungsphase nach wie vor konfrontiert werden - vor allem, wenn beide Elternteile arbeiten und erziehen. Sie verhalten sich aber nicht mehr wie Praktikanten ihrer Frauen. Dies ist auch an dem zeitlichen Zuwachs und dem Engagement vieler Männer nicht nur *für* die Familie, sondern auch *in* der Familie erkennbar. Für viele Männer ist es daher selbstverständlich, dass Frauen auf dem Arbeitsmarkt in Konkurrenz treten und ihre berufliche Karriere trotz - oder gerade wegen - Kinder langfristig planen und ausbauen. Familiensoziologisch betrachtet handelt sich hierbei um Entgrenzungsprozesse: Die Grenzen für Männer wie Frauen zwischen Haushalt, Reproduktion, Kinder und der Arbeitswelt haben sich sukzessive aufgelöst und damit beide Geschlechter vor neue Herausforderungen gestellt.

Diese Entgrenzungsprozesse wurden von vielen Männern zu Beginn dieser Dynamik als Krise erlebt, weil die männliche Lebensplanung in Frage gestellt wurde und die Ansprüche sich selbst gegenüber nicht mehr nur über den Beruf definiert werden konnten. So waren anscheinend „Männerdiskurse schon immer auch Krisendiskurse.“<sup>10</sup> Zumindest wurden Lebenslagen von Männern und Männlichkeit tendenziell mit einem Krisenmodus versehen. Deshalb liegt es nahe, „dass sich Männlichkeit in Bezug auf Selbstbild, Geschlechterbeziehungen und Alltagsverhalten modernisiert hat, gleichzeitig aber auch in Spannungen steht, verunsichert ist, dass dabei Grundstrukturen tradierten männlichen Selbstverständnisses eine überraschende Beharrlichkeit aufweist.“<sup>11</sup> Muss ein tradiertes männliches Selbstverständnis per se etwas Negatives sein, solange Männer und Frauen nicht darunter leiden? Vielleicht ist es an der Zeit, dieses Selbstverständnis einmal auszubuchstabieren, um herauszufinden, was Männer sich darunter vorstellen. Können Männer für Ihre Frauen und Kinder sorgen<sup>12</sup> und ihnen Schutz ohne patriarchale Dominanz bieten? Wenn ein Mann sein Wort hält, ist er dann ein Traditionalist oder ein verlässlicher Partner?

Die formatierten und vermeintlich eindeutigen Welten von Frauen und Männern stehen sich längst nicht mehr nur gegenüber. Es gibt eine dritte Kategorie, die mit dem Ausdruck der Diversität (Diversity) umschrieben und von einem internationalen humanistischen Mainstream mitgeführt wird. Diversität ist aber in vielen europäischen Szenen nicht nur ein Bezugspunkt für individuelle sexuelle Orientierung, sondern auch ein politischer Begriff und Ausdruck einer progressiven Zivilgesellschaft. Die Publizistin Carolin Emcke sagte 2016 im Rahmen ihrer Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, dass Verschiedenheit kein Grund für Ausgrenzung und Ähnlichkeit keine Voraussetzung für Grundrechte sein darf - Verschiedenheit darf nicht zu Mechanismen

<sup>9</sup> Philip Longman, Interview in: Junge Freiheit, 16.06.2006

<sup>10</sup> Lothar Böhnisch in: Aus Politik und Zeitgeschichte/Das Parlament, 01. Oktober 2012, Seite 25

<sup>11</sup> Ebenda, Seite 25

<sup>12</sup> Vgl. Jürgen Strohmaier: Das Prinzip der Sorge als Modus der Männlichkeit, www.jcs-context.de, 2014

von Ungleichheit führen. Wer auf Vereinheitlichung von Sexualität zielt, versucht sexuelle Diversität in ein homogenes Kollektiv abzudrängen. Die Diversitäts-Kategorie führt die Öffnung und Überwindung festgefahrener Geschlechtermuster aber dann ad absurdum, wenn sie diejenigen, die der Eindeutigkeit tradierter Zuschreibungen fliehen, weil sie sich als Andere erleben, in neue Zwinger verweist. In dem Maße wie stringent und mit Zislaweng sich die Fliehenden zu LSBTTIQ<sup>13</sup> rechnen und gerechnet werden wollen, tragen sie selbst zu einer neuen Etikettierungsdynamik bei - auch wenn am Horizont ein Regenbogen erscheint. Ich nenne das paradoxe Diversität.

### Autonomie statt Hegemonie

Den Begriff Hegemonie verwendet Connell in Anlehnung<sup>14</sup> an den italienischen Marxisten Antonio Gramsci, der diese Kategorie sowohl philosophisch als auch politisch-praktisch angewendet hat. Connell hat eine geschlechtersoziologische Dimension hinzugefügt: „Ich fühle mich tatsächlich zu der Überlegung gezwungen, ob nicht *Männlichkeit* in sich selbst ein kulturell gebundenes Konzept ist, dass außerhalb der euro-amerikanischen Kultur wenig Sinn macht. Unsere konventionelle Sicht des Wortes Männlichkeit zeigt die Qualität eines Individuums, eine persönliche Eigenschaft, die in größerem oder geringerem Maße existiert; [...] Die Verbindung eines solchen Konzepts eines Selbst in der frühmodernen europäischen Kultur ist leicht erkennbar.“<sup>15</sup>

Die Arbeiten von Connell und seine Theorie der hegemonialen Männlichkeit bedeuten die Verknüpfung von Männlichkeit und Herrschaft zu Seilschaften, die von Machtinteressen zusammengehalten werden. Zu ihren Abziehbildern gehören nicht nur Männer wie Donald Trump, die auf der globalen Bildfläche erscheinen und nach einer Weile wieder verschwinden. Wir finden solche Zeitgenossen als disruptiv agierende und autoritäre Erscheinungen in Politik und in Wirtschaft, die nicht selten in kriegerische Auseinandersetzungen verstrickt sind. Sie sind auch sichtbar im Sport und in den Kirchen, wo systematische und epochenübergreifende sexuelle Gewalt gegenüber Schutzbefohlenen alltäglich und als Auswuchs von männerbündischen Konglomeraten erst möglich wurde. Und nicht selten agiert der hegemoniale Typus auf mehreren Bühnen gleichzeitig. Signifikant dabei ist, dass die Folie hegemonialer Männlichkeit sich über Epochen hinweg in bestimmten Systemen erhalten und stabilisiert hat. Das vorherrschende Was-Sein des Mannes scheint auf den großen Bühnen und Schlachtfeldern unbesiegbar. Um hegemoniale Interessen durchzusetzen, muss man aber nicht Präsident von den USA, Russland, der Türkei oder Brasilien sein. Wir finden männliche Hegemonien auch im kleineren Maßstab in Vereinen, Gemeinderäten oder akademischen Zirkeln. Und wer sich als Mann brüstet, dass seine Frau es nicht nötig hat, erwerbstätig zu sein, weil er genug verdient, bedient letztlich auch ein hegemoniales Muster. So ist „damit [ist] nicht gesagt, dass die jeweils offensichtlichsten Vertreter einer hegemonialen Männlichkeit auch die mächtigsten Männer sind. Sie können Vorbilder sein, zum Beispiel Filmschauspieler, oder auch Phantasiegestalten wie Filmfiguren. Sehr mächtige oder sehr reiche Männer können dagegen in ihrem individuellen Le-

<sup>13</sup> GesellschaftsReport BW 2019, Ausgabe 3: Im Jahr 2016 waren nach einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) schätzungsweise 1,9 % der erwachsenen Menschen in Deutschland in ihrer sexuellen Orientierung (auch) dem eigenen Geschlecht zugeneigt (Kroh et al. 2017). Sie sind also lesbisch, schwul oder bisexuell. Nach Schätzung der Deutschen Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e. V. (dgti) beschreibt eine von 1 000 Personen ihre geschlechtliche Identität als transsexuell, transgender oder intersexuell (dgti 2019). Für Baden-Württemberg gibt es keine genauen Zahlen zur Anzahl und zu den Lebenslagen von LSBTTIQ-Menschen.

<sup>14</sup> Vgl. ausführlicher dazu: Jürgen Strohmaier, Sind Sozialpädagogen neue Männer? Hamburg 2003

<sup>15</sup> Robert W. Connell in: Widersprüche, Multioptionale Männlichkeiten, Offenbach 1995, Seite 30

bensstil weit von hegemonialen Mustern entfernt sein. [...] Aber diese Hegemonie entsteht trotzdem nur, wenn es zwischen dem kulturellen Ideal und der institutionellen Macht eine Entsprechung gibt, sei sie kollektiv oder individuell.“<sup>16</sup>

Männliche Autonomie habe ich immer als Antipode zur Hegemonie betrachtet. Das Wer-Sein als Existenzform ist in meinem Verständnis die ontologische Voraussetzung für Autonomie. Im Kantschen Sinne bedeutet Autonomie, einen eigenen Willen zu haben und sich selbst regieren zu können, also „absolute Selbsttätigkeit“. Der Begriff der Autonomie enthält also den Schlüssel zur freien Willensäußerung und damit auch zur Freiheit. Männliche Hegemonie dagegen funktioniert nicht ohne Abhängigkeitsverhältnisse- und deren Strukturen. Oft tritt die paradoxe Situation ein, dass sich Männer unabhängig von jemanden oder etwas machen wollen und dabei in neue - sogar in stärkere - Interdependenzen geraten. Auch weil sie nicht oder zu spät bemerken, dass sie in hegemoniale Strukturen gerutscht sind, die ihnen vermeintlich neue Freiheiten ermöglichen sollten. Ob es sich um emotionale, ökonomische oder soziale Komponenten handelt, spielt eine „untergeordnete“ Rolle. Heteronormative Männer müssen sich dabei mit spezifischen Phänomenen auseinandersetzen. Zum einen repräsentieren sie im Vergleich zu homosexuellen Männern die männliche Vorherrschaft par excellence und zum anderen wird heterosexuelle Männlichkeit mit der dominanten Variante in sexuellen Beziehungen gleichgesetzt; sie wird mit der klassischen Missionarstellung identifiziert, die eindeutig „oben“ agiert und die Unteren beherrscht. Diese Variante wird weitgehend Heterosexuellen vorbehalten, obwohl es eine phantasievolle Bandbreite sexueller Orientierungen und Praktiken gibt – und immer schon gab. Herrschaftsbezogene Heterosexualität ist eine gesellschaftliche Konstruktion männlicher Lebensweisen, die in Wirklichkeit genauso anfällig für das Scheitern und für Diskriminierungen ist, wie andere Orientierungen auch. Würde sie umgekehrt nicht von dieser Konstruktion profitieren, hätte sie längst abgedankt.

Wenn die Lebensweise des Mannes als Seinsweise - also ontologisch - begriffen wird, stellt sich die Frage nach Autonomie stärker aus der Perspektive des Wer-Seins, nicht aus dem Was-Sein heraus. Der Status tritt an die zweite Stelle, die erste Person, die einen Namen trägt, ist es, die mir gegenübersteht und sich zeigt. Ich habe es dann mit einem Phänomen zu tun, das sich von sich selbst her zeigt und sich nicht über die Abgrenzung der Wesensart von Frauen definiert, sondern mit einer Person, die sich mir als solche in ihrem Wer-Sein erschließt. Für das männliche Wer-Sein als Form autonomer Männlichkeit stellt sich weniger die Frage, ob Männer andere herumkommandieren oder ihren SUV auf dem Parkplatz des Supermarktes so parken, dass sie gleich drei Plätze besetzen. Vielmehr bringt sich der Mann ins Spiel, weil er es versteht, seine Stärken zu kultivieren und auszuspielen, indem er seine Männlichkeit mit dem Facettenreichtum in geistigen, emotionalen, physischen und sozialen Angelegenheiten kombiniert und sich anderen gegenüber und sich selbst dadurch erst hervorbringt. Dazu gehört auch die erwähnte Zugehörigkeit<sup>17</sup>. Zugehörig sein und Männerfreundschaften in Gruppen und Teams pflegen können, ohne sich dabei selbst zu verraten, kann ein Ausdruck von Autonomie sein, der für viele Männer ein zentraler Aspekt von Lebensqualität bedeutet. Wer für sich sagen kann, dass er eine haltende Mitte als Selbstbezug verspürt, merkt eher, wenn er sich von sich selbst entfernt. Wenn nicht, hat er vielleicht Freunde und einen Resonanzboden der Freundschaft, der ihn

<sup>16</sup> Robert W. Connell, Der gemachte Mann, Opladen 1999, Seite 98

<sup>17</sup> Vergleiche Langfassung

zum Vibrieren bringt. Dabei ist mir bewusst, dass ich eine Lebenswelt voraussetze, die sich durch eine gewisse Lokalität, Stabilität und Verbundenheit auszeichnet und die angesichts der angesprochenen Dezentrierung überhaupt erst hergestellt werden muss, damit Resonanzbeziehungen möglich sind.

Die Risiken, denen Männlichkeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts in unserer Gesellschaft ausgesetzt sind, sind von der Männerforschung hinreichend beschrieben und haben ihre eigentümliche Dynamik auf der Oberfläche beibehalten. Die Männerforschung, so Walter Hollstein, „argumentiert nicht nur an den pragmatischen Bedürfnissen der Männer vorbei, sondern nimmt auch deren vielfache Bedürftigkeiten nicht wahr. [...] Dieser Mangel befördert den Antifeminismus, der in den vergangenen Jahren stark aufgekommen ist.“<sup>18</sup> Diese Einschätzung trifft nicht ausschließlich zu, denn Sozialwissenschaftler wie Lothar Böhnisch erkennen schon länger eine Diskrepanz zwischen der Flexibilisierung von Männlichkeit im beruflichen Sektor oder in der öffentlichen Wahrnehmung und den privaten Geschlechterarrangements innerhalb von Paarbeziehungen und Familienleben. „Der gemeinsame Tenor der gegenwärtigen Männerforschung lässt sich dahingehend zusammenfassen, dass sich hegemoniale Männlichkeit *flexibilisiert* hat und *ihre Ränder unscharf* (M. Meuser) geworden sind. Männlichkeit hat also an Eindeutigkeit und Selbstverständlichkeit verloren. Männlichkeiten und Mannsein werden heute im Arbeitsalltag, wo eine Kultur des Entgegenkommens der Geschlechter verlangt wird, anders gelebt, als dort, wo Männer unter sich sind, und wieder anders in der Partnerschaft, in der Aushandlungsmodelle angesagt sind.“<sup>19</sup> Wenn Männlichkeit aber innerhalb des Familienlebens und der Alltagsorge „an die Semantik männlicher Stärke und Autonomie anknüpft“<sup>20</sup>, kann dies auch als Indiz dafür gelten, dass sich Stärke und Autonomie als Attribute der traditionellen Männlichkeit und der postmodernen Sorgearbeit innerhalb der häuslichen Atmosphäre keineswegs ausschließen müssen. Im Gegenteil: Das Private erfährt eine Bedeutungsaufwertung als Ort männlicher (Selbst-)Sorge und unterliegt nicht mehr der Abwertungsstrategie, die Hausarbeit und Erziehung der Berufswelt als Tätigkeit zweiter Klasse unterzuordnen wusste. Die Bedingungen des Wer-Seins als Mann im Modus der Heterosexualität haben in den vergangenen 20 Jahren an Komplexität nichts eingebüßt. Die selbstreflexive Auseinandersetzung mit lebensweltlichen Phänomenen, die sich im Sinne reflexiver Modernisierung gegenwärtig betont radikal von bisherigen Männlichkeitskonzepten unterscheiden möchte, kann dadurch eine Dividende für die Selbststeuerung und die jeweilige Lebensphase hervorbringen. Die Bereitschaft, sich in eine lebensweltliche Auseinandersetzung mit sich und anderen zu begeben, stellt eine Voraussetzung für greifbare und realistische Männlichkeitsformen dar - unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung.

### **Männer mit Eigenschaften**

Mann-Sein im Sinne von Männlichkeiten bedeutet heute, sich mit Fragen zu befassen, die das Kombinieren und Gestalten der beruflichen, öffentlichen wie privaten Lebenswelt gleichermaßen betreffen. Das könnte eine Antwort auf hegemoniale Formen und ihre Verstrickung in globale Machtstrukturen sein, die die Krisenanfälligkeit der modernisierten Männlichkeit ja erst hervorgerufen hat. Wenn Leidenschaft und Kreativität sich als Gegenpol zu

<sup>18</sup> Walter Hollstein in: Aus Politik und Zeitgeschichte/Das Parlament, 01.Oktober 2012, Seite 16

<sup>19</sup> Lothar Böhnisch in: Aus Politik und Zeitgeschichte/Das Parlament, 01.Oktober 2012, Seite 30

<sup>20</sup> Vgl. Michael Meuser in: Diana Lengersdorf/Michael Meuser (Hrsg.), *Männlichkeit und Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften*, Weinheim und Basel 2016, Seite 174ff

Gewohnheiten und Irritationen durchsetzen, die anderen - und Männern selbst - schaden, wäre das eine sichtbare Ausdrucksform kulturellen Kapitals auf der Alltagsagenda postmoderner Männlichkeiten. Manifest werden diese Eigenschaften schon länger in verschiedenen Familienformen, Berufszweigen und Kulturszenen. Auf der einen Seite gelten zum Beispiel Musiker wie David Bowie, Lou Reed, Prince, Jimi Hendrix, Nick Cave, George Michael oder Keith Richards nicht mehr nur als individuelle Erscheinungsformen von Männlichkeit. Kreative Männlichkeiten mit Eigenschaften wie Entschlossenheit, Souveränität, Coolness und Sexappeal haben plurale und transnationale Formen angenommen, die auch als Gegenpol zu hegemonialer Männlichkeit betrachtet werden können und mit eindimensionalen Vorstellungen von Männlichkeit brechen. Andererseits sind anti-hegemoniale Männlichkeiten oder Männlichkeitsstile anfällig dafür, von hegemonialen Strukturen, wie sie auch in der Musikindustrie auftreten, vereinnahmt zu werden. Dies kann dann auch mit einem funktionalen Reduktionismus von Männlichkeit auf *den Musiker*<sup>21</sup>, *den Künstler*, *den Androgynen* oder *den Schauspieler*, der *schwarz*, *braun*, *weiß* oder *bleich* ist und aus diesem oder jenem Land kommt, einhergehen. In Ländern oder Gesellschaften, deren Dynamik auf Leistung und Profit beruht, wirken hegemoniale Strukturen auch in Kunstszenen oder Subkulturen hinein – und sind Teil derer. Ja, der Antrieb von Subkulturen, Kunstschaffenden und kulturellen Minderheiten für ihre Musik, Malerei, Literatur und Politik resultiert geradezu aus Protest und der Kritik an hegemonialen Seilschaften in der Politik und patriarchalischen Gesellschaften. Konkrete Utopien von Männlichkeit kommen nicht zufällig aus der Welt der Kreativität, denn diese verfügen in besonderer Weise über experimentelles Potential für neue Formen von Männlichkeit.

Ich habe mich bei meiner Dissertation und auch an dieser Stelle auf ethnographische und „einzelgesellschaftliche“ Zugänge zu Männlichkeiten fokussiert und transnationale Aspekte der Männerforschung weniger berücksichtigt: „Der Kontext, in dem viele, wenn nicht die meisten Forschungen zu Männern und Männlichkeiten innerhalb des Patriarchats durchgeführt werden, war national oder einzelgesellschaftlich und berücksichtigte nicht das, was transnational dazwischen und jenseits liegt. Obwohl es zu kritischen Erkenntnissen über die Beziehungen zwischen Männern, Männlichkeiten, Nationen und Nationalstaatlichkeit kommt, bewegt sich die Gender-Analyse von Männern weitgehend im Zusammenhang und innerhalb der Grenzen des Nationalstaates wie etwa der EU. [...] Dennoch ist es zunehmend problematisch, Patriarchat ebenso wie Hegemonie auf eine bestimmte Gesellschaft oder Nation zu beschränken.“<sup>22</sup> Jeff Hearn führt an dieser Stelle einige transnationale Hegemonie-Arenen wie das Topmanagement von Konzernen, internationale Sportindustrie, Sexindustrie, Reproduktionstechnik (z.B. kosmetische Chirurgie) oder Kommunikationstechnologie und Wissensproduktion an. Er stellt sich die Frage, ob eine Technomaskulinität aus Indien oder Singapur Teil einer globalisierten Hegemonie (oder eine Alternative dazu?) darstellen. Führen nicht-westliche Formen von Männlichkeit zu anderen Geschlechterordnungen oder zur Umverteilung von Hierarchien? Auch wenn es scheint als wären transnationale Konzerne geschlechtsneutral, könnte auch künftig das „Gesetz des Dschungels“ gelten, solange Machträume durch hegemoniale Architekturen gekennzeichnet

<sup>21</sup> Jimi Hendrix wurde und wird immer noch als Musiker wahrgenommen, der sich in ein „weißes Genre“ verlaufen hatte und wird überwiegend von „weißen“ Hörern gehört. Dazu gehört auch, dass er von der „weißen“ Plattenindustrie übers Ohr gehauen wurde. Heute wäre das so kaum mehr möglich, weil „schwarze“ Musiker ihre eigenen Labels besitzen. Vgl. hierzu Günther Jacob, *Agit-Pop*, Berlin 1994

<sup>22</sup> Jeff Hearn in: Diana Lengersdorf/Michael Meuser (Hrsg.), *Männlichkeit und Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften*, Weinheim und Basel 2016, Seite 17



net sind. Im hegemonialen Machtraum der Männlichkeit ist es nicht mehr von Belang, ob Männer tatsächlich anwesend, ansprechbar und greifbar sind (was in der Jungenarbeit<sup>23</sup> eine zentrale Grundvoraussetzung bedeutet!). Die vermeintliche Anwesenheit genügt, solange privilegierte Positionen durch symbolische Macht abgesichert und ausgebaut werden können. Insofern durchdringt Hegemonialität auch den metaphysischen Raum, er bildet dabei eine Art aufgeblähten Airbag der Macht und Herrschaft.

Ich komme zur Schlussfolgerung: Es gibt keine amorphe Struktur von Männlichkeit, auch wenn diese durch real existierende patriarchale Hegemonien die Blattoberseite vieler Gesellschaften epinastisch zu verstärken scheint. Das Blatt hat sich gewendet: Ontologisch betrachtet sind männliche Formen des Wer-Seins (Männlichkeiten) jenseits hegemonialer Strukturen präsent und sichtbar. Es ist an der Zeit, sich den phänomenologischen Aspekten der Existenz und Sichtbarkeit von Männlichkeiten zu stellen und dabei hegemoniale Strukturen im Blick zu behalten. Zur autonomen Männlichkeit als Wer gehören Aufgeschlossenheit und Reflexivität, die das Spannungsfeld mit anderen Männern, Frauen und *diversen* Menschen erschließen, nicht das Verharren in angestaubten und überkommenen Mustern von Männlichkeit. Das Abenteuer der Suche nach alternativen Formen und Orientierungen<sup>24</sup> hat - zumindest aus der Perspektive der Männerforschung - schon vor ein paar Jahrzehnten begonnen und (neue) Männlichkeiten hervorgebracht, die jenseits stereotyper Männlichkeitsmodelle längst gelebt werden. Das erfordert Aufmerksamkeit gegenüber sich und anderen, gegenüber Diversität und asymmetrischen Machtverhältnissen zwischen Geschlechtern: „Die Herausforderung besteht darin, diesen doppelten Blickpunkt auf Differenz beizubehalten, ohne Geschlecht und andere strukturelle Machtverhältnisse zwischen Männer und Frauen zu vernachlässigen.“<sup>25</sup> So könnte es gehen - auch wenn die Zeit durch den Raum weht wie der Wind durch eine Gasse. So haben es das Forscherpaar Trinkhaus und Völker sinngemäß formuliert<sup>26</sup>, um auf den Zusammenhang von (männlicher) Herrschaft und der hegemonialen Einschreibung in gegebene Machträume hinzuweisen. Und weil wir im ontologischen Sinne selbst die Zeit und deren Echo sind, uns in ihr bewegen und sie repräsentieren, sind wir es, die durch die Gasse gehen. Und jeder ist frei zu entscheiden, ob er diese Gasse mit hegemonialem Rückenwind durchquert oder sich gegen diesen Wind stellt und selbst die Richtung seiner Existenz bestimmt. Wer ins Rampenlicht seiner Existenz tritt, stellt also in seinem Wer-Sein bestimmte Formen einer Bandbreite von Männlichkeit dar, die mit Männlichkeiten bezeichnet und durch eine gewisse Vielfalt als Seinsweise verkörpert werden können. Und wer ein Bewusstsein von Existenz erlangt, kommt nicht umhin, darauf zu antworten und sich als derjenige zu zeigen, der er ist und nicht nur als solcher, den er zu sein vorgibt. Das ist keine einfache Aufgabe.

<sup>23</sup> Vergleiche Langfassung

<sup>24</sup> Das ist sicher nicht die erste Such- bzw. Schwulenbewegung in der Geschichte moderner Männlichkeit. Namen wie Oscar Wilde, Magnus Hirschfeld, Henry Miller oder Orte wie Monte Verita/Ascona sowie die Weimarer Republik oder die Studentenbewegung gelten exemplarisch für eine Gegengeschichte heteronormativer Männlichkeit. Vgl. dazu: Jürgen Strohmaier, Sind Sozialpädagogen neue Männer? Hamburg 2003

<sup>25</sup> Jeff Hearn in: Diana Lengersdorf/Michael Meuser (Hrsg.), Männlichkeit und Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften, Weinheim und Basel 2016, Seite 26

<sup>26</sup> Vgl. Stephan Trinkhaus/Susanne Völker in: Diana Lengersdorf/Michael Meuser (Hrsg.), Männlichkeit und Strukturwandel von Erwerbsarbeit in globalisierten Gesellschaften, Weinheim und Basel 2016, Seite 182

**Nachbemerkung des Verfassers**

Mein Dank gilt an dieser Stelle einigen Menschen, die sich mit diesem Text während seiner Entstehung in vertiefender Weise befasst haben. Besonders bedanke ich mich bei Georg Zwingmann und Karla Walder für ihre konstruktiv-kritischen Rückmeldungen.

Von diesem Text gibt es unter [www.jcs-context.de](http://www.jcs-context.de) eine Langfassung (22 Seiten), die sich noch mit weiteren Aspekten zum Thema *Männlichkeiten* auseinandersetzt und unter anderem die Themenkomplexe *Soziale Arbeit* und *Jungenarbeit* beleuchtet.

September 2022